

Marguerite Duras

DER MANN IM FLUR

Deutsch von Elmar Tophoven

Eine Rezension von Dieter Wenk

Bitte Choreografie

Eine Frau brät in der Sonne. Sie hat ein seideses Kleid an, das aber ganz zerrissen ist. Ein Mann sitzt im Schatten, im Flur eines Hauses, das von einem Garten umgeben ist, der in einer „brutalen“ Neigung auf eine Ebene führt, die sich vermutlich bis hin zum Meer erstreckt, das man nicht sieht. Der Mann sieht die Frau, die ihn nicht sieht. Die Erzählerin sieht, dass die Frau den Mann nicht sehen kann. Das Licht. Die Frau, die am Boden liegt, drückt sich aus. Bringt sich in verschiedene Positionen. Der Mann kann alles sehen. Also weiß die Frau vielleicht doch, dass der Mann sie sehen kann. Dann fängt die Frau an zu schreien. Sie sagt jedenfalls nicht, dass sie Durst hat. Der Mann nähert sich ihr. Sie liegt jetzt in seinem Schatten. Dann nässt er sie. Fängt mit ihren offen stehenden Lippen an, netzt ihre Augen, ihre Brüste, und im Moment, wo der Strahl schon zu versiegen droht, im Moment, wo der Mann das Geschlecht der Frau trifft, steigt noch einmal die Kraft und das Volumen und mischt sich am Ende mit einem anderen Saft. Die Frau schreit nicht mehr. Der Mann stellt ein Bein auf den Körper der Frau. Er rollt sie hin und her. Er drückt seinen Fuß auf die Stelle, wo das Herz ist. Dann steht er bewegungslos da. Der Mann malträtiert die Frau erneut. Sie fängt wieder zu schreien an. Dann sagt der Mann, dass er sie liebt. Er geht zurück ins Haus, setzt sich auf den Sessel im Schatten im Flur. Jetzt nähert die Frau sich ihm. Sie zeigt ihm alles, was sie hat. Der Mann ist sehr erregt. Beide sehen, was daraus geworden ist. Es ist groß und mächtig. Die Frau kommt näher und beginnt ihren Job. Der Mann ist fassungslos. Jetzt schreit er. Ist etwas passiert? Rache? Aber für was? Der Mann, wenn er um Hilfe schrie, dann, um den Hinzueilenden, aber wer könnte das sein, zu sagen, dass ihm gerade ein unsagbares Glück widerfahren sei. Die Frau sagt, dass sie ihn liebt. Jetzt ist der Mann wieder dran. Er soll sie schlagen. Er beginnt locker, die Schläge werden fester, vielleicht ein wenig so wie bei Frau Abramovic, aber mit mehr Leidenschaft. Der Mann sagt, dass er sie nicht mehr lieben wird, dass er sie irgendwann töten wird. Draußen kündigt sich ein Sommersturm an. Der Mann bricht weinend über der Frau zusammen. Unbeweglichkeit.

Und dann ist die Performance auch schon zuende. Ganz am Ende, so die Erzählerin, würde nicht nur sie den beiden zuschauen, sondern viele andere Frauen. Aber keine anderen Männer. Diese dreißig Seiten (große Buchstaben, großzügiger Rand) sind nicht unintensiv. Ein eigenartiges Pathos, das nicht lächerlich wirkt, durchzieht die Situation. Wenn man keinen Modern Dance mag, weil einem das zu aufdringlich, zu kitschig, zu übertrieben, zu operettenhaft ist, und man trotzdem etwas für wortlose Bewegungsspiele zwischen Mann und Frau übrig hat, die man so vermutlich nicht in den eigenen vier Wänden erlebt, dann wird man auf diesen Seiten genau die Diskretion und Intensität bemerken, die man im eigenen Halbschlaf zugleich verdammt und herbeisehnt. Eine andere Realität. Man weiß nicht, wo sich so etwas abspielen könnte. Dies ist keine Anleitung. Es ist Fiktion. Mit allen Mitteln der Wirklichkeit.

Marguerite Duras

DER MANN IM FLUR

Deutsch von Elmar Tophoven

Eine Rezension von Dieter Wenk

Bitte Choreografie

Eine Frau brät in der Sonne. Sie hat ein seidentes Kleid an, das aber ganz zerrissen ist. Ein Mann sitzt im Schatten, im Flur eines Hauses, das von einem Garten umgeben ist, der in einer „brutalen“ Neigung auf eine Ebene führt, die sich vermutlich bis hin zum Meer erstreckt, das man

nicht sieht. Der Mann sieht die Frau, die ihn nicht sieht. Die Erzählerin sieht, dass die Frau den Mann nicht sehen kann. Das Licht. Die Frau, die am Boden liegt, drückt sich aus. Bringt sich in verschiedene Positionen. Der Mann kann alles sehen. Also weiß die Frau vielleicht doch, dass der Mann sie sehen kann. Dann fängt die Frau an zu schreien. Sie sagt jedenfalls nicht, dass sie Durst hat. Der Mann nähert sich ihr. Sie liegt jetzt in seinem Schatten. Dann nässt er sie. Fängt mit ihren offen stehenden Lippen an, netzt ihre Augen, ihre Brüste, und im Moment, wo der Strahl schon zu

versiegen droht, im Moment, wo der Mann das Geschlecht der Frau trifft, steigt noch einmal die Kraft und das Volumen und mischt sich am Ende mit einem anderen Saft. Die Frau schreit nicht mehr. Der Mann stellt ein Bein auf den Körper der Frau. Er rollt sie hin und her. Er drückt seinen Fuß auf die Stelle, wo das Herz ist. Dann steht er bewegungslos da. Der Mann malträtiert die Frau erneut. Sie fängt wieder zu schreien an. Dann sagt der Mann, dass er sie liebt. Er geht zurück ins Haus, setzt sich auf den Sessel im Schatten im Flur. Jetzt nähert die Frau sich ihm. Sie zeigt ihm alles, was sie hat. Der

Mann ist sehr erregt. Beide sehen, was daraus geworden ist. Es ist groß und mächtig. Die Frau kommt näher und beginnt ihren Job. Der Mann ist fassungslos. Jetzt schreit er. Ist etwas passiert? Rache? Aber für was? Der Mann, wenn er um Hilfe schrie, dann, um den Hinzueilenden, aber wer könnte das sein, zu sagen, dass ihm gerade ein unsagbares Glück widerfahren sei. Die Frau sagt, dass sie ihn liebt. Jetzt ist der Mann wieder dran. Er soll sie schlagen. Er beginnt locker, die Schläge werden fester, vielleicht ein wenig so wie bei Frau Abramovic, aber mit mehr

Leidenschaft. Der Mann sagt, dass er sie nicht mehr lieben wird, dass er sie irgendwann töten wird. Draußen kündigt sich ein Sommersturm an. Der Mann bricht weinend über der Frau zusammen. Unbeweglichkeit. Und dann ist die Performance auch schon zuende. Ganz am Ende, so die Erzählerin, würde nicht nur sie den beiden zuschauen, sondern viele andere Frauen. Aber keine anderen Männer. Diese dreißig Seiten (große Buchstaben, großzügiger Rand) sind nicht unintensiv. Ein eigenartiges Pathos, das nicht lächerlich wirkt, durchzieht die Situation. Wenn man keinen Modern Dance mag, weil

einem das zu aufdringlich, zu kitschig, zu übertrieben, zu operettenhaft ist, und man trotzdem etwas für wortlose Bewegungsspiele zwischen Mann und Frau übrig hat, die man so vermutlich nicht in den eigenen vier Wänden erlebt, dann wird man auf diesen Seiten genau die Diskretion und Intensität bemerken, die man im eigenen Halbschlaf zugleich verdammt und herbeisehnt. Eine andere Realität. Man weiß nicht, wo sich so etwas abspielen könnte. Dies ist keine Anleitung. Es ist Fiktion. Mit allen Mitteln der Wirklichkeit.

Der Mann im Flur

Der Mann hätte im Dunkel des Flurs gegenüber der nach draußen geöffneten Tür gesessen.

Er betrachtet eine Frau, die ein paar Meter von ihm entfernt auf einem Steinweg liegt. Um sie herum ein Garten, der in jähem Gefälle in eine Ebene übergeht: breite, baumlose hügelige Gelände, Felder, die einen Fluß säumen. Man sieht die Landschaft bis zum Fluß. Dahinter dehnt sich, sehr weit, bis zum Horizont, eine unbestimmte Fläche, eine stets diesige Unermeßlichkeit, womöglich die des Meeres.

Die Frau hat einen Spaziergang

oben am Rande des Abhangs gegenüber dem Fluß gemacht, und dann ist sie dahin wiedergekehrt, wo sie nun, dem Flur gegenüber, in der Sonne liegt. Sie selbst kann den Mann nicht sehen, sie ist vom Dunkel im Innern des Hauses durch das blendende Sommerlicht getrennt.

Man kann nicht sagen, ob ihre Augen halb geöffnet oder geschlossen sind. Man möchte meinen, daß sie sich ausruht. Die Sonne ist schon sehr stark. Die Frau trägt ein helles Kleid aus heller Seide, vorn zerrissen, so daß man sie sehen kann. Unter der Seide war der Körper nackt. Das Kleid wäre vielleicht in einem

verschossenen, altmodischen Weiß gewesen.

So hätte sie es mitunter gemacht. Mitunter hätte sie es auch ganz anders gemacht. Immer anders. Das sehe ich von ihr.

Sie hätte nichts gesagt, sie hätte nichts betrachtet. Gegenüber dem im dunklen Flur sitzenden Mann ist sie abgesondert unter ihren geschlossenen Lidern. Durch sie hindurch sieht sie das verwischte Licht des Himmels dringen. Sie weiß, daß er sie betrachtet, daß er alles sieht. Sie weiß es bei geschlossenen Augen, so wie ich, die ich zuschauе, es weiß. Es ist eine Gewißheit.

Ich sehe, daß ihre Beine, die sie bislang halb angezogen in sichtlicher Lässigkeit hatte hängen lassen, ich sehe, wie sie sie durch eine bewußte, anstrengende Bewegung immer fester aneinanderschiebt. Wie sie sie so fest aneinanderpreßt, daß ihr Körper sich dabei verformt und so nach und nach seinen gewohnten Umfang verliert. Und dann sehe ich, daß die Anstrengung plötzlich aufhört, und mit ihr auch jede Bewegung. Nun hat der Körper auf einmal die Gradheit eines endgültigen Bildes. Der Kopf ist auf den Arm zurückgesunken.

Regungslos verharrt sie nun in dieser
Schlafpose. Ihr gegenüber der
schweigende Mann.

Vor ihnen die breiten,
unwandelbaren hügeligen Gelände
zum Fluß hin. Wolken kommen,
schweben zusammen heran, folgen
einander in gleichmäßiger
Langsamkeit. Sie bewegen sich in
Richtung der Flußmündung auf die
unbestimmte Unermeßlichkeit zu.
Ihre fahlen Schatten liegen leicht auf
den Feldern, auf dem Fluß.

Aus dem Hause auf der flachen
Höhe kommt keinerlei Geräusch.

Sie hätte von neuem begonnen, sich

zu bewegen. Sie hätte das sehr langsam, langwierig getan vor dem, der zuschaut. Das Blau der Augen im dunklen Flur, die, wie sie weiß, in sie gebohrt das Licht trinken. Ich sehe, wie sie nun ihre Beine anhebt und sie vom übrigen Körper wegspreizt. Sie tut es genauso wie sie sie aneinandergeschoben hat, mit einer bewußten, anstrengenden Bewegung, so nachdrücklich, daß ihr Körper ganz im Gegensatz zu dem vorhergehenden Moment, sich ihrer Langwierigkeit wegen entstellt, sich bis zu einer möglichen Häßlichkeit verunstaltet. Sie hält wieder inne, offen so ihm gegenüber. Der Kopf

ist immer noch vom Körper abgewandt auf den Arm gesunken. Nunmehr verweilt sie in dieser obszönen, bestialischen Pose. Sie ist häßlich geworden, sie ist geworden, wie sie als Häßliche gewesen wäre. Sie ist häßlich. Sie verharrt da, heute, in der Häßlichkeit.

Ich sehe die Enklave des Geschlechts zwischen den auseinandergezogenen Lippen, und daß der ganze Körper um sie herum in einem Brennen erstarrt, das sich steigert. Ich sehe nicht das Gesicht. Ich sehe wie die Schönheit unentschlossen in der Nähe des

Gesichts schwebt, aber ich bringe es nicht zuwege, daß sie darin aufgeht bis sie ihr zu eigen wird. Ich sehe nichts als ihr abgewandtes Oval, die sehr reine, gespannte Fläche. Ich meine, daß die geschlossenen Augen grün sein dürften. Aber ich halte bei den Augen inne. Und selbst wenn es mir gelingt, sie lange in meinen zu bewahren, liefern sie mir doch nicht das ganze Gesicht aus. Das Gesicht bleibt unbekannt. Ich sehe den Körper. Ich sehe ihn ganz in einer aufdringlichen Nähe. Er trieft vor Schweiß, er liegt in einer Sonnenbeleuchtung von

erschreckender Weiße.

Der Mann hätte noch gewartet.

Und dann hätte sie es erreicht. Die Sonne brennt so heiß, daß sie, um sie auszuhalten, schreit. Sie beißt sich an der Stelle des Ärmels, wo ihr Kleid schon zerrissen ist, und sie schreit. Sie ruft einen Namen. Und daß man komme.

Wir hören, daß man losgeht, sie und ich. Daß er sich bewegt hat. Daß er aus dem Flur getreten ist. Ich sehe ihn und ich sage ihr, daß er kommt. Daß er sich bewegt hat, daß er aus dem Flur getreten ist. Daß seine Bewegungen zuerst ruckartig und kurz sind, als könne er nicht mehr

gehen, und dann, daß sie langsam, ganz langsam, übertrieben langsam werden. Daß er kommt. Daß er da ist. Daß ich das Blau seiner Augen sehe, die über sie hinwegblicken, zum Fluß hin.

Er steht vor ihr, sein Schatten fällt auf ihre Gestalt. Durch ihre Lider hindurch muß sie das Dunkeln des Lichts wahrnehmen, die hohe Gestalt seines über ihr stehenden Körpers, in dessen Schatten sie gefangen ist. Die Unterbrechung des Brennens läßt den in den Kleiderstoff verbissenen Mund sich dehnen. Er ist da. Die Augen immer noch

geschlossen, lässt sie ihr Kleid los, legt ihre Arme beiderseits an ihren Körper, in die Mulde ihrer Hüften, verändert die Spreizung ihrer Beine, biegt sie ihm zu, damit er noch mehr von ihr sehe, damit er mehr von ihr sehe als ihr aufgerissenes Geschlecht in seiner äußersten Möglichkeit, gesehen zu werden, damit er etwas anderes ebenfalls, gleichzeitig sehe, etwas anderes von ihr, das aus ihr hervorkommt wie ein sich erbrechender, viszeraler Mund. Er wartet. Sie wendet ihr Gesicht mit den geschlossenen Augen wieder in die Richtung des Schattens und wartet ihrerseits. Dann tut er es

seinerseits.

Er tut es zuerst auf den Mund. Der Strahl bricht sich auf ihren Lippen, auf den bloßen Zähnen, bespritzt die Augen, das Haar, und führt dann den Leib entlang hinab, überströmt die Brüste, schon langsamer kommend. Als er das Geschlecht erreicht, gewinnt er wieder an Kraft, bricht sich in seiner Hitze, mischt sich in ihr Loch ein, schäumt und versiegt dann. Die Augen der Frau öffnen sich ein wenig, blicklos, und schließen sich wieder. Sie sind grün.

Ich spreche zu ihr und sage ihr, was der Mann tut. Ich sage ihr ebenfalls,

was aus ihr wird. Daß sie sehe, ist das, was ich wünsche.

Der Mann wälzt mit seinem Fuß ihre Gestalt auf den Steinweg. Das Gesicht ist auf den Boden gedrückt. Der Mann wartet und beginnt dann wieder, er wälzt den Körper hin und her, mit einer Brutalität, der er sich kaum enthalten kann. Er hält ein paar Sekunden inne, um sich wieder zu beruhigen, und dann beginnt er wieder. Er schiebt den Körper von sich, um ihn dann sanft wieder an sich zu ziehen. Der Körper ist folgsam, schmiegsam, er fügt sich diesen Behandlungen als ob er ohnmächtig wäre, ohne sie zu

spüren, möchte man meinen, er rollt auf die Steine und bleibt da, wo er hingerät, in der Pose liegen, die er am Ende der Bewegung hat.

Auf einmal hat es aufgehört.

Die Gestalt liegt da, halb nackt, fern von ihm. Der Mann betrachtet sie und tritt an sie heran. Dann setzt er, so als wolle er sie weiter hin- und herwälzen, seinen Fuß auf sie, und plötzlich röhrt er sich nicht mehr.

Er hätte seinen bloßen Fuß wahllos irgendwo auf die Gestalt gesetzt, in der Gegend des Herzens, und plötzlich hätte er sich nicht mehr gerührt. Die Wölbungen der Brüste sind weich und warm, man verfängt

sich darin. Der Mann röhrt sich nicht mehr.

Er hätte den Kopf erhoben und zum Fluß geschaut. Die Sonne ist starr und stark. Der Mann betrachtet, ohne zu sehen, mit großer Aufmerksamkeit, was sich seinen Augen bietet. Er sagt:

»Ich liebe dich. Du.«

Der Fuß hätte auf den Körper gedrückt.

Eine Dauer währt fort, sie hat die Einheit der unbegrenzten Unermeßlichkeit. Der Mann hätte die Angst nicht gespürt. Er schaut immer noch, ohne zu sehen, was sich seinen Augen bietet, das

blendende Licht, die bebende Luft. Sie liegt unter ihm, mit all ihrer Kraft, würde man sagen, auf das achtend, was gerade geschieht. Ohne eine Geste, während der in ihren Arm beißende Mund an der Seide des Kleides innegehalten hätte, würde sie den Fortgang wahrnehmen, den Druck des Fußes auf das Herz. Die Augen wären erneut geschlossen gewesen über dem flüchtig gesehenen Grün. Unter dem bloßen Fuß der Schlamm eines Sumpfes, ein Summen von Wasser, dumpf, fern, fortdauernd. Die Gestalt ist aufgelöst, weich, wie zerbrochen, von erschreckender

Regungslosigkeit. Der Fuß drückt noch mehr. Er dringt tiefer ein, bis auf die Knochen und drückt noch mehr.

Sie hat geschrien. Er hat einen Schrei gehört. Er hat Zeit zu hören, daß der Schrei nicht mehr aufhört, und auch zu hören, daß er schwächer wird. Und während er glaubt, noch Zeit zum Wählen zu haben, zögert der Fuß, löst sich dann schwer vom Körper und trennt sich unter dem Stoß des Schreis vom Herzen.

Er wäre zurückgefallen in den Sessel des dunklen Flurs.

Die Beine der Frau hätten sich

gelöst und ermüdet wären sie wieder heruntergesunken. Sie dreht sich um ihre eigene Achse, sie schreit wieder und müht sich ab in langen, langwierigen Zuckungen. Ihre Klage schreit und weint, sie ruft wieder nach Erlösung, daß man komme, und dann plötzlich, hört sie auf.

Die Sonne hätte ihn bis zum Gürtel beschienen. Ich sehe seine Gestalt im Flur, im Dunkel, fast ohne Farben. Sein Kopf ist auf die Rückenlehne des Sessels gefallen. Ich sehe, daß er von Liebe und Begierde erschöpft ist, daß er außergewöhnlich blaß

aussieht und daß sein Herz an der Oberfläche seines ganzen Körpers schlägt. Ich sehe, daß er zittert. Ich sehe, was er nicht betrachtet und was sich dennoch ahnen läßt und dem Flur gegenüber zu sehen ist, jene so schönen hügeligen Gelände vor dem Fluß und die malvenfarbene Unermeßlichkeit, die, immer noch dunstverschwommen, die des Meeres sein dürfte. Die Nacktheit der Ebene, die Richtung des Regens dürfte die des Meeres sein. Und diese so starke Liebe. Ich weiß es, dieser so starken Liebe.

Das Meer ist das, was ich nicht sehe. Ich weiß, daß es jenseits von

dem ist, was der Mann und die Frau sehen können.

Er hätte sie wieder zu sich kommen sehen, die Erscheinung des Steinweges.

Sie wäre eine Weile stehengeblieben mit dem Rücken am Türrahmen, bevor sie in die Frische des Flurs gedrungen wäre. Sie hätte ihn betrachtet. Ebenso wie sie vor ihm einen Moment früher, hätte er vor ihr die Augen geschlossen gehalten. Seine Hände liegen regungslos auf den Sessellehnen. Er hätte eine Hose getragen, er trägt eine blaue Leinenhose, die er geöffnet hat und aus der es hervorkommt. Es ist

etwas Grobes und Brutales, ebenso wie sein Herz. Ebenso wie sein Herz schlägt es. Eine Form aus Urzeiten, ununterschieden von Steinen, von Flechte, eine unvordenkliche, in den Mann gepflanzte, um die herum er sich abmüht. Um die herum er am Rande der Tränen ist und schreit.

Ich höre, wie die Frau zum Mann spricht.

»Ich liebe dich.«

Ich höre, wie er ihr antwortet, er wisse es:

»Ja.«

Ich sehe, daß die Frau sich bewegt

und ihrerseits die drei Schritte gehen wird, die sie von ihm trennen. Ich sehe noch, wie er zu einer Fluchtbewegung ansetzt und wie er wieder in den Sessel zurückfällt. Dann sehe ich nichts mehr jenseits der Fakten.

Sie ist bei ihm angelangt, kauert sich zwischen seine Beine und betrachtet es, es ganz allein, in dem Schatten, den sie ihrerseits auf ihn wirft. Behutsam macht sie es frei, bis es ganz nackt ist. Schiebt die Kleidung auseinander. Holt die tieferen Teile hervor. Entfernt sich ein wenig davon, und lässt so das Licht darauf scheinen.

Ich sehe, daß der Mann den Kopf gesenkt hat und es betrachtet, wie er zur gleichen Zeit wie die Frau dieses Schauspiel seiner selbst betrachtet. Es schlägt immerzu, im Rhythmus des Herzens aufzuckend. Durch die feine Haut, die es bedeckt, ist das weite dunkle Netz des Blutes zu sehen. Es ist voller Lust, von mehr Lust erfüllt, als es zu halten vermag, und sich selber derart eng ist es so geworden, daß man zögert, die Hand darauf zu legen.

Der Mann und die Frau betrachten es gemeinsam. Sie machen ihm gegenüber keinerlei Geste und

überlassen es noch sich selbst. Jenseits von ihnen sehe ich noch, daß es ein baumloses Land ist, ein Land im Norden. Daß das Meer flach und warm sein dürfte. Es ist eine klare Wärme verblaßter Wasser. Es hängen keine Wolken mehr über den Hügellandschaften, aber da ist immer noch der ferne Nebel. Es ist ein Land, das sich selbst entflieht, das zu sehen und wieder zu sehen nicht ermüdet, eine Bewegung, bei der man nie anhalten, nie das Ende kennenlernen möchte.

Sie hätte sich langsam voranbewegt,

hätte ihre Lippen geöffnet und auf einmal sein weiches, glattes Ende ganz in den Mund genommen. Sie hätte die Lippen über dem Saum geschlossen, der seinen Anfang zeichnet. Ihr Mund wäre voll davon gewesen. Es ist derart weich, daß ihr davon die Tränen in die Augen treten. Ich sehe, daß nichts der Macht dieser Weichheit gleichkommt, es sei denn, das ausdrückliche Verbot, es anzutasten. Verboten. Sie kann nur noch mehr davon in den Mund nehmen, wenn sie es behutsam mit ihrer Zunge zwischen den Zähnen umkost. Ich sehe dies: daß sie das, was man

gewöhnlich im Sinn hat, als dieses Grobe und Brutale im Mund hat. Sie verschlingt es im Geiste, sie nährt sich davon, sie kostet es im Geiste bis ins letzte aus. Während der Frevel in ihrem Munde ist, kann sie sich nur erlauben, es zur Lust zu leiten, zu führen, mit bereiten Zähnen. Mit ihren Händen hilft sie ihm zu kommen, wiederzukommen. Aber es scheint nicht wiederkommen zu können. Der Mann schreit. Mit seinen Händen im Haar der Frau verklammert, versucht er, sie von dort fortzureißen, aber er hat nicht mehr die Kraft dazu, und sie will nicht davon lassen.

Der Mann. Der vom Körper mitgerissene Kopf seufzt, eifersüchtig und im Stich gelassen. Seine Klage schreit, zu kommen, wieder zu sich zu kommen, sie schreit den marternden Widerspruch, daß man ihm so etwas Gutes gönne. Ihr, der Frau, ist das einerlei. Ihre Zunge fährt hinab zu jener anderen Weiblichkeit, sie gelangt dahin, wo sie kryptisch wird, und dann steigt sie geduldig abermals hinan bis sie wieder mit ihrem Munde umfängt und festhält, was sie verlassen hat. Sie hält es fest bis zur Grenze des Verschlingens in einer Bewegung

ununterbrochenen Saugens. Er versucht nichts Neues mehr. Mit geschlossenen Augen. Allein. Ohne Gesten, schreit er.

Dort oben, der Schrei, die Klage wird greller, sie ist zuerst beinahe kindlich und klingt dann tiefer, sie wird so schmerzbewegt, dermaßen schmerhaft, daß die Frau von ihm ablassen muß. Sie läßt es los, zieht sich zurück, führt die Schenkel näher an sich heran, spreizt sie und schaut und atmet den feuchten, lauen Geruch. Sie verweilt, das Gesicht in das, was ihm an sich selbst unbekannt ist, hineingedrückt, und atmet lange den widerwärtigen

Geruch.

Ich sehe, daß er sie gewähren läßt und von neuem mit ihr schaut. Daß er ihrem Treiben zuschaut, daß er sich ihrer Begierde so sehr hingibt wie es ihm nur möglich ist. Daß er dieser Hungrigen den Mann, der er ist, hinstreckt. Im Haar der Frau schlägt es nun, immerzu kraft der Zuckungen des Herzens.

Er schreit leise eine Klage unerträglichen Glücks.

Der Himmel zieht langsam im Rechteck der offenen Tür vorbei. Er schiebt sich als Ganzes voran, sozusagen in der langsamen

Geschwindigkeit der Erde. Die Wolkenmassen mit den festen Konturen werden in Richtung der Unermeßlichkeit mitgerissen.

Mit offenem Mund und geschlossenen Augen ist sie in der Höhle des Mannes geblieben, sie ist zurückgezogen in ihm, fern von ihm, allein, in der Dunkelheit des Körpers des Mannes. Sie weiß nicht mehr genau, was sie tut und was sie sagt, sie hält es immer noch für möglich, es noch anders zu tun. Sie küßt. Da, wo der widerwärtige Geruch herrscht, küßt sie, leckt sie. Sie nennt die Dinge, schimpft, ruft Wörter zu Hilfe. Und dann schweigt

sie wieder, wird wütend, macht mit aller Kraft unentwegt weiter bis zu dem Moment, da die Hände des Manns sie zurückstoßen und hintenüberwerfen. Er bewegt sich zu ihr. Er legt sich lange Zeit auf sie, dringt in sie ein, bleibt noch in ihr, regungslos, während sie weint.

Sie haben es gerade genossen. Sie haben sich getrennt. Lange Zeit, am Boden, berührt sich nichts von ihnen. Die Fliesen sind kühl, erfrischend. Sie weint noch, hin und wieder aufschluchzend, Kindertränen.

Er dreht sich langsam zu ihr hin und drückt sie mit seinem Bein an sich.

So verweilen sie. Er sagt ihr, daß er sie nicht mehr lieben möchte. Sie antwortet ihm nicht. Er sagt ihr, daß er sie eines Tages umbringen wird. Nichts mehr außer der Unordnung und Bewegungslosigkeit ihrer aufgelösten Körper, es sei denn, daß er ihr noch sagt, es sei endlos.

Sie liegen im Flur wie Schlafende, während etwas anderes sich beim langsamem Wiedererwachen der Begierde anbahnt. Mit kaum merklichen Gesten sind sie im Begriff, sich einander wieder zu nähern. Die schwitzenden Hautflächen, die sich berühren, die

Gesichter, ihr von ihm
wiedergefundener Mund. Sie bleiben
so, berührt, abwartend liegen. Und
dann sagt sie, daß sie geschlagen
werden möchte, sie sagt ins
Gesicht, sie bittet, komm. Er tut es,
er kommt, setzt sich neben sie und
betrachtet sie weiter. Sie sagt:
geschlagen, mit aller Kraft, wie
vorhin das Herz. Sie sagt, sie
möchte sterben.

Und nun ist das Rechteck der
offenen Tür vom sitzenden Körper
des Mannes verdeckt, der schlagen
wird.

Von der unbegrenzten

Unermeßlichkeit kommt ein Nebel, eine violette Farbe, die schon auf dem Wege von anderen Orten, von anderen Flüssen während der sehr fernen Regenmonsune gesehen wurde.

Die Hand des Mannes hebt sich, sinkt wieder und beginnt zu ohrfeigen. Zuerst sacht, dann hart.

Die Hand schlägt auf die Mundwinkel, und dann schlägt sie immer fester gegen die Zähne. Sie sagt, ja, so ist es richtig. Sie hebt ihr Gesicht, um es den Schlägen besser auszusetzen, sie macht, daß es sich noch mehr entspannt, daß es verfügbarer, dinglicher wird für seine

Hand.

Nach etwa zehn Minuten hätten sie beide sich gemeinsam in einer parallelen Präzision aufeinander eingestellt. Er schlägt immer kräftiger.

Die Hand sinkt, schlägt auf die Brüste, den Körper. Sie sagt, ja, so ist es richtig, ja. Ihre Augen tränen. Die Hand haut zu, schlägt, immer treffsicherer werdend nimmt sie eine mechanische Geschwindigkeit an.

Das Gesicht ist nun ausdruckslos, betäubt, es widersteht nicht mehr, sich selbst überlassen, bewegt es sich willfährig um den Hals herum, wie etwas Totes.

Ich sehe, daß der Körper sich ebenso schlagen läßt, daß er aufgegeben wurde, außerhalb allen Schmerzes. Daß der Mann schimpft und schlägt. Und dann plötzlich die Schreie, die Angst.

Und dann sehe ich, daß diese Leute in Schweigen versunken sind.

Ich sehe, daß die violette Farbe naht, daß sie die Mündung des Flusses erreicht, daß der Himmel nun bedeckt ist, daß er bei seinem langsamten Lauf zur Unermeßlichkeit haltgemacht hat. Ich sehe, daß andere Leute schauen, andere Frauen, daß andere, nun tote Frauen genauso zugeschaut haben, wie die

Sommermonsune sich gebildet und aufgelöst haben vor Flüssen, die von dunklen Reisfeldern gesäumt wurden, gegenüber den weiten, tiefen Mündungen. Ich sehe, daß von der violetten Farbe her ein Sommergewitter naht.

Ich sehe, daß der Mann auf der Frau liegend weint. Ich sehe von ihr nur die Bewegungslosigkeit. Ich weiß es nicht, ich weiß nichts, ich weiß nicht, ob sie schläft.